


Ludwig-Maximilians-Universität München

SoSe 2021


Lexikon-Syntax-Semantik Seminar




Geschlechterdifferenz in der Sprachwissenschaft: Das Genus, die Grammatik und der Mensch

31. August 2021

Verfasserin: Laura Isla Navarro



MSc Computerlinguistik mit Nebenfach Informatik



Inhaltsverzeichnis

1	Einleitung	1
2	Geschlechterdifferenzierung aus einer linguistischen Perspektive	2
2.1	Grammatische, semantische und soziokulturelle Prämissen für die Geschlechterdifferenzierung	2
2.2	Linguistische und außersprachliche Kriterien für die Normierung der Genuszuschreibungen	3
2.3	Umgang mit Asymmetrien in der Sprachverwendung und Sprachsystem	4
2.3.1	Geschlechtsspezifische Asymmetrien in der Sprachverwendung	4
2.3.2	Geschlechtstypische Asymmetrien im Sprachsystem	6
2.3.2.1	Personenbezeichnungen und Geschlechterrollen .	6
2.3.2.2	Das generische Maskulinum	6
3	Geschlechterdifferenzierung aus einer soziolinguistischen Perspektive	7
3.1	Zusammenhang zwischen Genus und Kognition, Sprache, Spracherwerb und Wahrnehmung	7
3.2	Feministische Sprachkritik und ihre sprachpolitischen Wirkungen .	8
4	Fazit	9
	Literatur	11

1 Einleitung

Wenn man sich in das Erlernen von Fremdsprachen vertieft, ist es höchstwahrscheinlich, dass Differenzen im grammatischen Genus bestimmter Lexika vorkommen. Bußmann veranschaulicht diesen Fall durch die Komparation der Artikeln vom Hochdeutschen *die Sonne* und *der Mond* mit dem italienischen *il sole* und *la luna*. Sprachwissenschaftler*innen setzen sich noch mit der Frage auseinander, warum diese Einheiten trotz der Unbelebtheit, ein menschliches bzw. feminines oder maskulines Genus besetzen. In diesem konkreten Beispiel besteht die Hypothese, dass die Genusverteilung der beiden Gestirne in den germanischen gegenüber den romanischen Sprachen aufgrund ihrer Wirkungskreise in verschiedenen Klimazonen determiniert ist. In nordischen Ländern gilt die Sonne als eine mit weiblicher Schönheit ausgezeichnete Fee, und der Mond als strenger Herr und Despot. In südlichen Regionen wird die Sonne hingegen mit männlicher Stärke empfunden, und der Mond mit ihrem schwächeren Licht als die milde Göttin (vgl. Bußmann, 1995, S. 116). In diesen Vergleichen sind einige Weiblichkeits- und Männlichkeitsstereotypen zu betrachten, die zu gesellschaftlichen Konflikten führen.

Die Tatsache, dass die Definitionen von Konzepten wie Genus, Geschlecht und Sexus von Sprache zu Sprache abweichen, könnte diese unterschiedlichen Genusverteilungen erklären. In Wirklichkeit wird *Artikel* seit dem 17. Jahrhundert üblich als *Geschlechtswort* im Deutschen übersetzt, was die semantische-pragmatische signalisierende Funktion der Artikelwörter nicht erfüllt (vgl. Bußmann, 1995, S. 117). Daher widmet sich der erste Teil dieser Arbeit den linguistischen Aspekten der Geschlechterdifferenz, sowie ihre Abweichungen über Sprachen hinweg. Allmählich wird sich der Fokus auf die soziolinguistischen und sprachpolitischen Reperkussionen der Semantik und Morphologie des linguistischen Genus auf die Gesellschaft setzen. Letztens wird diskutiert, ob eine Reform der Grammatikschreibung jeder Sprache nötig wäre, um mehr Geschlechtergerechtigkeit in der Gesellschaft zu schaffen.

2 Geschlechterdifferenzierung aus einer linguistischen Perspektive

2.1 Grammatische, semantische und soziokulturelle Prämissen für die Geschlechterdifferenzierung

Nomina werden in formal oder semantisch-motivierten Gruppen mit zahlreichen Kriterien eingeteilt, wobei die Zahl dieser Kategorien je nach Sprachfamilie stark variiert. Nur Klassifizierungen mit einer begrenzten Anzahl geschlossener Klassen mit schwacher semantischer Durchsichtigkeit gehören zu den sogenannten Genus-Systeme. Laut Hockett (1958) sind „genders classes of words reflected in the behavior of associated words“, und von daher sollten diese Systeme das Kriterium der Konkordanz einhalten. Das heißt, dass Nomina im Genus, Numerus und Kasus harmonieren sollten.

Während die Indogermanische, slawische, altgriechische und lateinische Sprachen über ein Dreiersystem verfügen, besitzen romanische, semitische und skandinavische Sprachen über ein Zweiersystem, indem man hauptsächlich das Maskulinum und Femininum in einer Kategorie namens Utrums einteilt und das Neutrum eine eigene Klasse darstellt. Hinzu kommen solche Sprachen, die kein nominales Klassifikationssystem haben wie Finnisch, Ungarisch, Baskisch oder Türkisch. Dies bedeutet aber nicht, dass diese Sprachen nicht gendern, was in den nachfolgenden Abschnitten dieser Arbeit gezeigt wird. Zudem, angesichts der semantischen Prinzipien der Klasseneinteilung, meistens durch den Zusammenhang zwischen Genus und Sexus vorgeherrscht, können Genus-Systeme in semantischen, formalen, und phonologisch vorhersagbaren Systemen geordnet werden.

Zu diesem Punkt stellt man sich die Frage, wie die Prinzipien der Genuszuschreibungen aussehen, und was sie mit sich bringen. In seinem *A Tramp Abroad* vom 1880 deklarierte Mark Twain die deutsche Sprache bereits als schwer. Dies liegt zum Teil daran, dass das Genus der meisten Substantiven im Deutschen arbiträr

definiert wird. Trotzdem bietet die Fremdsprachendidaktik überraschende Regula-ritäten bei der Genus-Zuweisung, was das Erlernen erleichtert. Im Jahr 1983 zeig-ten Köpcke und Zubin, dass das grammatische Genus 90% einsilbigen Substantiven bei Duden wegen ihres Lautes erschlossen werden könne. Es wird geschätzt, dass es mehr als 200 Wortbildungsmorpheme gibt, aus denen man das Genus voraus-setzen kann. Dies ist aber nicht der Fall bei Sprachen ohne grammatisches Genus wie das Englisch. Trotz des Mangels morphologischer Markierungen, kann man das verdeckte Genus des Englischen in der Selektion von anaphorischen Pronomi-na, die durch geschlechtsbezogene Analogien motiviert ist, betrachten. Solche Se-lektion repräsentiert Sexus-Unterschiede, die als *natural gender*, *social gender* und *metaphorical gender* dargestellt werden¹. Es ist darauf hinzuweisen, dass die Perso-nenbezeichnungen im Englischen meistens neutral sind, auch wenn man die Äqui-valente zum deutschen *-in* (*-ess*) addieren könnte wie in *mistress* oder *stewardess*. Diese Konzepte bringen normalerweise negative Konnotationen mit sich. Wenn eine Geschlechtsspezifikation notwendig ist, wird vielmehr eine adjektivische oder no-minale Modifikation hinzugefügt wie *female* oder *male citizen* oder *woman writer* (Baron, 1986; Hellinger, 1990).

2.2 Linguistische und außersprachliche Kriterien für die Nor-mierung der Genuszuschreibungen

Generell liegt es auf der Hand, dass das grammatische Genus mit dem Sexus der Re-ferent korreliert, wenn es um Personenbezeichnungen geht (vgl. Bußmann, 1995, S. 124). Es bestehen hingegen zahlreiche Spekulationen um die Genuszuschrei-bung unbelebter und abstrakter Nomina seit alters her. Im antiken Griechenland fing der Sophist Protagoras schon an, Genus und Sexus gleichzusetzen, und da-mit eine Denkrichtung zu fundieren, die durch Herder, von Humboldt, und Grimm unter anderen unterstützt wurde. Diese Hypothese verteidigt, dass die Genusklas-sifikation auf eine semantische Basis erfolgt. Allerdings musste dieser Ansatz, der

¹Einige Beispiele für die jeweiligen Kategorien wären *mother* für das *natural gender*, *lawyer* oder *nurse* für das *social gender*, und *baby*, *dog* oder *ship* für das *metaphorical gender*.

von Priscians Institution de Arte Grammatica bis ins Spätmittelalter beliebt war, gegen denen der Grammatiker von Port-Royal und Karl Brugmann konkurrieren. Die letztere Hypothese betrachtet die Genusklassifikation als rein formal. Das heißt, dass die Klassenbildung entweder prinzipiell aus Relikter eines morphologischen Flexionsystems stammt oder dass sich auf die syntaktische Funktion der Kongruenz basiert.

Dazu postulierte Grimm (1822), dass das Genus von Konzepten in 28 Sachgruppen mit geschlechtsspezifischen Assoziationen zugeordnet werden könnte, wobei das Femininum als Negativ des Männlichen zu sehen war. In seiner deutschen Grammatik bietet er eine Beschreibung der drei verschiedenen Genera des Deutschen:

„das Maskulinum scheint das frühere, grössere, festere, sprödere, raschere, das thätige, bewegliche zeugende; das Femininum, das spätere, kleinere, weichere, stillere, das leidende, empfangende; das Neutrum, das erzeugte, stoffartige, generelle, unentwickelte, kollektive“. (Grimm, 1822, S. 359)

2.3 Umgang mit Asymmetrien in der Sprachverwendung und Sprachsystem

2.3.1 Geschlechtsspezifische Asymmetrien in der Sprachverwendung

Sprachforscher*innen aus der feministischen Linguistik stellen ständig infrage, inwiefern unsere Sprachverwendung von geschlechtstypischen Stereotypen beeinflusst ist, da „das biologische Geschlecht (Sexus) eine entscheidende Rolle bei der Verteilung von Macht und Prestige hat, und Einfluss auf wirtschaftliche und soziale Aktivitäten sowie Bildung und Erziehung hat“ (Bußmann, 1995, S. 130). Dieses Phänomen gab Anlass zu einem neuen Teilgebiet der Soziolinguistik: die Untersuchung von Männer- und Frauensprache. Das sozio-statistische Konzept der Differenz vertrat meistens die frühen Ergebnisse feministischer Forschungen, welche

dem Ansatz von Jespersen (1925) gegenüberstehen. Der dänische Linguist verteidigte, dass die weibliche Variante der Nomina eine bloße Abweichung der maskulinen Form darstellte. Im Einklang damit wurde es in etlichen Einzelanalysen von Gesprächsrunden gezeigt, dass die männliche Ausdrucksweise und die weibliche jeweils als Norm und Abweichung registriert wurden. Dies mündet oft in den Gedanken, dass Frauen eine kooperative Ausdrucksweise übernehmen gegenüber der kontroverse und dominante der Männer. Des Weiteren tendieren Frauen dazu, in einer unsicherheitssignalisierenden Intonation zu sprechen, und häufigere Rückfragen zu stellen, wohingegen Männer sich öfter in einer direkten imperativen Form ausdrücken, und längere Redezeiten nehmen. Zusätzlich wählen die männlichen Pendants das Gesprächsthema aus, und unterbrechen Frauen relativ häufig (vgl. Bußmann, 1995, S. 132-133).

Obwohl es nun möglich ist, der Sexus eines Individuums durch Chirurgie und hormonelle Behandlung zu ändern, wird der originale Sexus der Patienten generell sogar nach Sprachtherapie geschätzt. Dies ist hauptsächlich darauf zurückzuführen, dass die Stimmhöhe und -stärke von Männern tiefer als deren von Frauen ist. Auf Basis dieser phonologischen Faktoren wird weibliche Stimme als sexuell und hysterisch empfunden, während Männerstimmen als autoritär betrachtet werden. Graddol und Swann (1989, S. 15) behaupteten, dass “[the] size of the vocal cavities affects a voice’s timbre rather than its pitch but the two impressions are frequently difficult for listeners to disentangle.” Diese biologischen Charakteristika führten zur Entstehung von soziokulturell vermittelten geschlechtsspezifischen Normen. Unter diesem Blickwinkel untersuchte Trudgill (1975), ob Standardsprache oder Dialekt aufgrund sozio-ökonomischer Bedingungen priorisiert wird. In seiner Forschung bewies er, dass Frauen dazu neigen, Prestige-Formen der Standardsprache zu benutzen. Zudem sind Frauen bei Tabu-Wörtern am meisten betroffen. Im Gegensatz verwenden Männer vorzugsweise Dialekt, um Gruppensolidarität, Männlichkeit und soziale Schicht darzulegen.

2.3.2 Geschlechtstypische Asymmetrien im Sprachsystem

2.3.2.1 Personenbezeichnungen und Geschlechterrollen

Die feministische Sprachkritik beschäftigt sich nicht nur mit geschlechtsspezifischen Asymmetrien in der Sprachverwendung sondern auch mit geschlechtstypischen Asymmetrien im Sprachsystem. Was Personenbezeichnungen und Geschlechterrollen betrifft, spiegeln maskuline Bezeichnungen männliche Überlegenheit. Frauen werden hingegen passiv und über ihre untergeordnete häusliche Rolle, Sexualität und Gesprächigkeit definiert. *Rabenmutter*, *Frauenzimmer*, *leichtes Mädchen* oder *dumme Gans* zählen unter anderen zu den Begriffen, die diesen Umstand beinhalten. Im Zuge der Sprachentwicklung verschlechterten sich Bezeichnungen, die Frauen mal neutral beschrieben hatten, während deren für Männer und männliche Tätigkeiten stabil geblieben sind. Das althochdeutsche Nomen *wîp*, dessen Verwendung auch im Mittelhochdeutsch weit verbreitet war, entwickelte sich zum neuhochdeutschen *Weib* mit den negativen Konnotationen, das es trägt. Desgleichen gilt für das englische *tart*, das damals junge Frau bedeutete. Allmählich änderte sich seine Definition von junger begehrenswerter Frau zu moralisch bedenklicher Frau bis zur heutigen Konnotation von *Hure* oder *Nutte* im Neuhochdeutschen. Nicht nur ist diese Art von Asymmetrien in einzelnen Nomina zu erblicken, sondern auch in Redewendungen. ‚Ein Mann ein Wort – eine Frau ein Wörterbuch‘ dient hierfür als ein illustratives Beispiel (vgl. Bußmann, 1995, S. 136).

2.3.2.2 Das generische Maskulinum

An dieser Stelle sollte man sich mit der Rolle ein der umfangreichsten und am meisten kontroversen Themen nicht nur im Rahmen der Sprachwissenschaft, sondern auch in der Psychologie, Jurisprudenz, und Theologie, auseinandersetzen. Dieser Konflikt entsteht aus der Tatsache, dass man nur aus dem attributiven Kontext weißt, ob generische maskuline Bezeichnungen sich auf Frauen beziehen. Es ist auch erwähnenswert, dass das Maskulinum in fast allen Genussprachen als generische Form bevorzugt wird. Ausnahmsweise bietet das Femininum die generische Lesart in manchen afrikanischen und südamerikanischen Sprachen (vgl. Corbett,

1991). Dieser generische Gebrauch führt zu Kuriositäten wie ‚wenn der Arzt im Praktikum schwanger wird‘. Es ist deutlich aus dem attributiven Kontext, dass es sich nicht um eine Person mit biologischen männlichen Geschlecht handelt, aber es wird erwartet, dass man es aus dem Kontext versteht.

3 Geschlechterdifferenzierung aus einer soziolinguistischen Perspektive

3.1 Zusammenhang zwischen Genus und Kognition, Sprache, Spracherwerb und Wahrnehmung

Da das menschliche Denken von statistischen Mechanismen kanalisiert und geprägt ist, neigt die Mehrheit dazu, maskuline Formen eher geschlechtsspezifisch zu interpretieren, und somit kann das generische Maskulinum seine geschlechtsneutrale Funktion nicht erfüllen. Tatsächlich fanden Francis und Kucera (1967) heraus, dass das Pronomen *he* dreimal so häufig wie *she* in einem US-englischen Korpus mit 1 Million Wörtern aufgetreten sei. Einige Jahrzehnte später hatte der Sprachwissenschaftler Josef Klein in seiner Untersuchung im Jahr 1988 konstatiert, dass „die Benachteiligung der Frau durch das generische Maskulinum also keine feministische Schimäre [repräsentiert], sondern eine psycholinguistische Realität“.

Darüber hinaus hatten verschiedene Sprachforscher*innen wie Klann-Delius (1980 und 1987) und Pieper (1993) nachgewiesen, dass keine Unterschiede im Erwerb der syntaktisch-semantischen Grundstrukturen durch Männer und Frauen existieren, was die Spekulationen über das Vorhandensein verschiedener biologischer Ausstattungen rückgängig macht. Dennoch beobachten die Sozialisationstheorie und Kognitionspsychologie die geschlechtstypische Differenzierung im Bereich der semantisch-pragmatische Dimension des Spracherwerbs, und setzen ein Akzent auf Differenz im Kommunikationsstil anstatt Defizit. Hervorzuheben ist, dass die Ursachen für diese geschlechtsbezogene Unterschiede im Sprachverhalten in ge-

wissem Maßen mit dem verbalen Verhalten von Eltern und Lehrer*innen zusammenhängt. Söhnen und männliche Schüler werden wegen ihrer Eigeninitiative und Selbständigkeit mehr gelobt als Angehörige des weiblichen Geschlechts, wer stärker beziehungs- und personenorientiert erzogen sind (vgl. Bußmann, 1995, S. 142). Auf diese unbeabsichtigte Weise provozieren Familien und Bildungskräften einen „automatischen Kreislauf von familiärem Sprachlernen und Reproduktion der Geschlechterrollenklischees über die Generationen hinweg“ (Pieper, 1993, S. 18).

3.2 Feministische Sprachkritik und ihre sprachpolitischen Wirkungen

Im Verlauf dieser Arbeit wechselte sich ihr Fokus von einer rein sprachlichen Seite zu einer soziolinguistischen Perspektive. Folglich werden die sprachpolitischen Implikationen der Geschlechterdifferenz diskutiert. Auch wenn es verschiedene Koalitionen gibt, die sich mit diesem Phänomen beschäftigen (vgl. Schnorbusch, 2021, S. 1-2), repräsentiert der Feminismus eine der gängigsten Fraktionen. Feministische Linguist*innen, die eine patriarchale Begründungsstrategie fürs generische Maskulinum bieten, haben die Revision der gesamten gesellschaftlichen Normen und Wertesystems zum politischen Ziel. Die Achillesferse dieser feministischen Fraktion ist dennoch, dass ihre Mitglieder*innen sich weder generell noch in ihrer sprachwissenschaftlichen Ausprägung auf ein einheitliches Konzept einig sind, was die Nachhaltigkeit ihrer Argumente erschwert. Trotz der Uneinigkeit in ihren Prinzipien erzielten feministische Sprachpolitiker*innen die Erschaffung einer Reihe Richtlinien zur Verwirklichung des Grundsatzes der Gleichbehandlung für Männer und Frauen jeweils am Ende der 60er Jahre in den USA und im Jahr 1976 in Europa. Diese Richtwerte sollten den sexistischen Sprachgebrauch bei Personenbezeichnungen, Titeln und Anredeformen bekämpfen, sowie überlebte stereotypische Rollenbilder und Klischees vermeiden. Im Englischen ist die Neutralisierung durch Geschlechtsabstraktion² nun weit verbreitet, während im Deutschen sie mittels Geschlechtsspezifikation erfolgt.

²Um *chairman* oder *chairwoman* zu neutralisieren, verwendet man stattdessen *chairperson*.

Andere sprachpolitische Initiativen analysieren den Zusammenhang von Sexus, dessen Repräsentation im Sprachsystem und Ungleichbehandlung der Frau in der sozialen Realität. Zum einen zeigen sie, dass die Sprache das Bild der gesellschaftlichen Normen, Werten und Rollenbilder spiegelt, und sich analog zum soziokulturellen Wandel verändert. Zum anderen wird dargestellt, dass Sprache Gedanken, Einstellungen, Absichten und Vorurteile eines jeden Mensch prägt. Das Letztere entspricht die Motivation der feministischen Sprachpolitik, und theoretisch könnte „eine Veränderung der sexistischen Sprachen das Bewusstsein ihrer Sprecherinnen und Sprecher [verursachen]“ (Bußmann, 1995, S. 143). Da die Ursache-Wirkungs-Verhältnis zwischen Sprache, Denken und Wirklichkeit jedoch nicht eindimensional ist, sind genuslose Sprachen weder von sozialen Geschlechtsungleichheiten noch von sexistischer Sprachverwendung befreit ³.

4 Fazit

Ziel der vorliegenden Arbeit war die Auseinandersetzung sowohl mit der linguistischen Konstruktion des grammatischen Genus als auch seine Implikationen in der Soziolinguistik und Sprachpolitik und Verbindung mit dem biologischen Genus. Mithilfe einer detaillierten Untersuchung der Geschichte der Hypothesen rundum die Entstehung der Genuszuschreibung wurden diese Implikationen eingeführt.

Die zentralen Reperkussionen der Geschlechterdifferenzierung erfassen eine Reihe von gesellschaftlichen Problemen, die zu einer Uneinigkeit bezüglich der korrekten Zuweisung von Genus führen. Grund für diese Meinungsverschiedenheit ist die Geschlechterungerechtigkeit, die die Genuszuschreibung mit sich bringt. Es wurde gezeigt, dass das weibliche Geschlecht in Folge der Entwicklung bestimmter Nomina benachteiligt wird, während dasselbe den Mitgliedern des männlichen

³Auch wenn Japanisch zu den genuslosen Sprachen gehört, drücken Männer und Frauen sich anders aus. Der Sprachgebrauch weiblicher Sprecher wird als *onna kotoba* bezeichnet, und die Sprachmuster von Männern als *danseigo* (vgl. Okamoto, 2013, S. 203-223).

Geschlechts nicht widerfährt.

Da das Gesprächsverhalten jeder Person von gesellschaftlichen Normen und Werten beeinflusst wird, die gleichzeitig unsere Gedanken prägen, scheint eine Revision der Grammatikschreibung in verschiedenen Sprachen nicht Sinn zu ergeben. Des Weiteren ist das biologische Geschlecht nur ein Faktor neben Rasse, Alter oder Reichtum.

Literatur

- Baron, D. (1986). *Grammar and gender*. Yale University Press New Haven.
- Bußmann, H. (1995). Das Genus, die Grammatik und der Mensch: Geschlechterdifferenz in der Sprachwissenschaft. *Genus: zur Geschlechterdifferenz in den Kulturwissenschaften*, pages 114–160.
- Corbett, G. (1991). *Gender*. Cambridge Textbooks in Linguistics. Cambridge University Press.
- Francis, W. N. and Kucera, H. (1967). *Computational analysis of present-day American English*. Brown University Press.
- Graddol, David; Swann, J. (1989). *Gender voices*. Oxford: Blackwell.
- Grimm, J. (1822). *Deutsche Grammatik, 4 Teile*. Göttingen.
- Hellinger, M. (1990). *Kontrastive feministische Linguistik: Mechanismen sprachlicher Diskriminierung im Englischen und Deutschen*. Forum Sprache. M. Hueber.
- Hockett, C. (1958). A course in modern linguistics. *Language Learning*, 8(3-4):73–75.
- Jespersen, O. (1925). *Die Sprache, ihre Natur, Entwicklung und Entstehung*. Heidelberg.
- Klann-Delius, G. (1980). Welchen Einfluß hat die Geschlechtszugehörigkeit auf den Spracherwerb des Kindes? *Linguistische Berichte Braunschweig*, pages 63–87.
- Klann-Delius, G. (1987). Sprache und Geschlecht. In Ammon, U., editor, *Soziolinguistik*, pages 767–780. deGruyter, Berlin.
- Klein, J. (1988). Benachteiligung der frau im generischen maskulinum – eine feministische schimäre oder psycholinguistische realität? *Germanistik und Deutschunterricht im Zeitalter der Technologie*.

- Köpcke, K.-M. and Zubin, D. (1983). Die kognitive organisation der genuszuweisung zu den einsilbigen nomen der deutschen gegenwartssprache. *Zeitschrift Fur Germanistische Linguistik*, 11:166–182.
- Okamoto, S. (2013). Variability in societal norms for japanese women's speech: Implications for linguistic politeness:. *Multilingua - Journal of Cross-Cultural and Interlanguage Communication*, 32(2):203–223.
- Pieper, U. (1993). Tendenzen geschlechtsrollentypischen Verhaltens in der Eltern-Kind-Kommunikation. *Der Deutschunterricht*, (45):11–19.
- Schnorbusch, D. (2021). Genus - Sexus - Gender: maskulinum – femininum – divers*um - Zur aktuellen Diskussion über gendergerechte Sprache aus linguistischer Sicht. Draft (2021), verfügbar unter: <https://moodle.lmu.de/course/view.php?id=7989>.
- Trudgill, P. (1975). Sex, covert prestige and linguistic change in the urban british english of norwich. *Language in Society*, 1(2):179–195.
- Twain, M. (1880). *A tramp abroad*. Leipzig: B. Tauchnitz.

Selbstständigkeitserklärung

Hiermit versichere ich, dass diese Arbeit von mir persönlich verfasst ist und dass ich keinerlei fremde Hilfe in Anspruch genommen habe. Ebenso versichere ich, dass diese Arbeit oder Teile daraus weder von mir selbst noch von anderen als Leistungsnachweise andernorts eingereicht wurden. Wörtliche oder sinngemäße Übernahmen aus anderen Schriften und Veröffentlichungen in gedruckter oder elektronischer Form sind gekennzeichnet. Sämtliche Sekundärliteratur und sonstige Quellen sind nachgewiesen und in der Bibliographie aufgeführt. Das Gleiche gilt für graphische Darstellungen und Bilder sowie für alle Internet-Quellen. Ich bin ferner damit einverstanden, dass meine Arbeit zum Zwecke eines Plagiatsabgleichs in elektronischer Form anonymisiert versendet und gespeichert werden kann. Mir ist bekannt, dass von der Korrektur der Arbeit abgesehen und die Prüfungsleistung mit nicht ausreichend bewertet werden kann, wenn die Erklärung nicht erteilt wird.


Laura Isla Navarro

_____ München, 31.08.2021

